erwartet. Nein! Natürlich habe ich tierische Angst! Es kotzt mich an, wenn man es nicht versteht, es nicht gut findet. Was soll das?“

Für Widersprüchliches, Verstörendes gelobt werden: Im Prinzip ist es das, was Leander Haußmann immer wollte und noch immer will. Ihm ist nicht alles so egal wie seinem Freund Frank Castorf, dem Volksbühnen-Chef. Er ruht nicht so in sich wie sein Musikerfreund Sven Regener. Er bewundert beide und ist ein bisschen neidisch auf ihre Freiheit. Er selbst, sagt Haußmann, sei „so ein Irrlicht, so ’n nervöser Typ in der Kunst“.

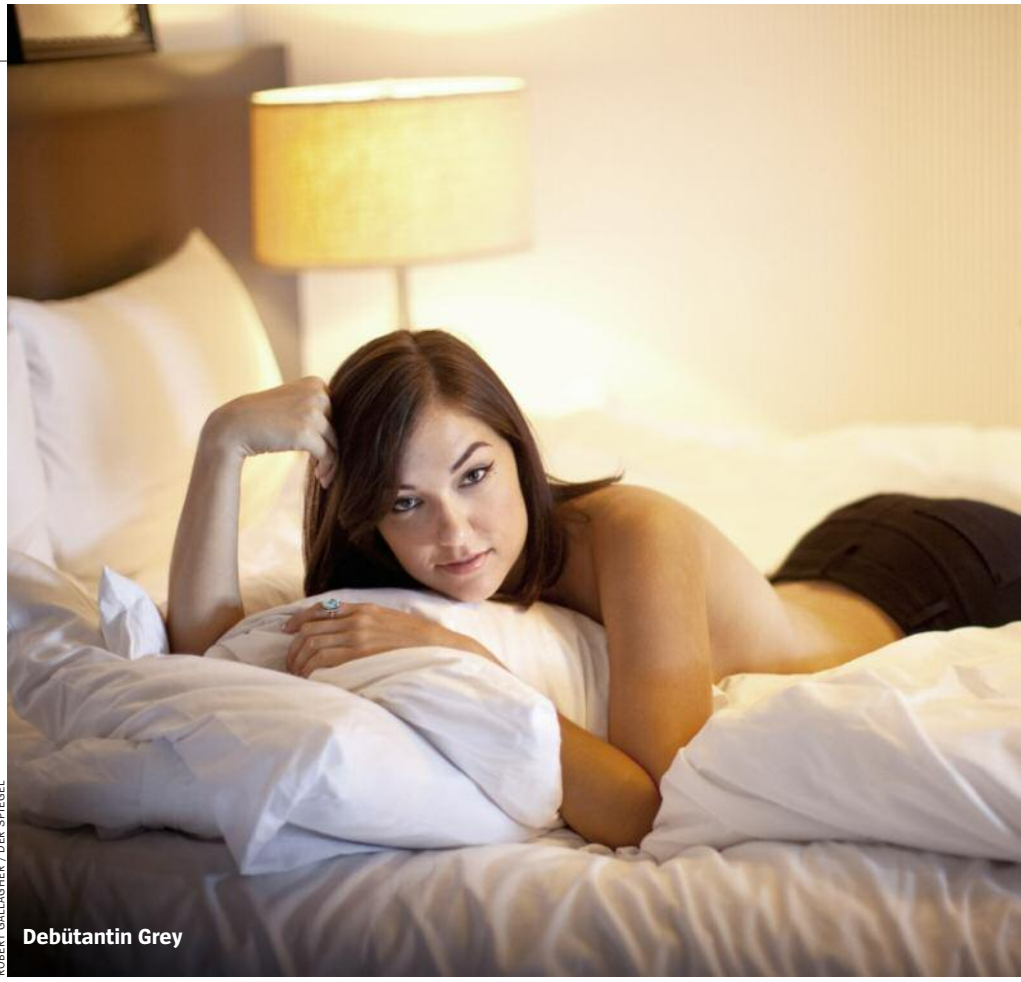
Haußmann hat gerade einen „Erbauungsspaziergang“ gemacht und über seine nächste Inszenierung nachgedacht. Im November ist Premiere. Es ist sein zweites großes Stück nach einer langen Theaterpause. Nachdem Shakespeares „Sturm“ 2003 „ein Desaster“ war, „ein Weltuntergang“, zog er sich zurück und drehte Filme, fast im Tempo eines Woody Allen: „NVA“, „Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken“, „Robert Zimmermann wundert sich über die Liebe“, „Dinosaurier“, „Hotel Lux“. Jetzt macht er „Hamlet“. Weil das Rock’n’Roll sei, weil das der pathetische Moment des Welttheaters sei: Sein oder Nichtsein. Er sagt: „Ich inszeniere ‚Hamlet‘, ich habe ein Buch geschrieben: Das ist ja, als ob ich bald sterbe. Das ist gut, ein Vermächtnis.“

Haußmann liebt das Bravo, und er fürchtet das Buh, das sich anfühlt, als würde er „direkt im Auge des Orkans stehen“. Er liebt das Buh, denn das Buh ist am Ende immer lustig, das Bravo auf Dauer öde.

Leander Haußmann macht sich ernste Gedanken und veralbert sie dann. So hat er seine Filme gedreht. Aber er kann auch – ganz selten – ernst: „Die Sonne scheint nur noch durch einen schwarzen Schleier. Es sieht aus, als hätte jemand eine Zigarette im Himmel ausgedrückt. Meine Mutter geht ziellos durchs Zimmer. Im Gesicht meines Vaters erscheint jetzt das Dreieck, das Dreieck der Sterbenden. Wir geben uns alle die Hand und verschränken die Finger ineinander, machen ein Foto mit dem iPhone. Mein Vater schläft ein. (...) Es ist wohl morgens. Eine Schwester fühlt seinen Puls. Da ist kaum noch etwas. Jetzt Schnappatmung. Mein Vater ist tot.“

Drei Jahre ist es her, dass sein Vater, der Schauspieler Ezard Haußmann, starb. Über diesen Moment, sagt sein Sohn, müsse die Familie jetzt manchmal lachen. Wie sie alle im Krankenzimmer standen, wie sie wussten, dass das jetzt der Sterbemoment war, wie dann das Telefon bei Haußmanns Freundin klingelte, wie sie ranging: „Ja?“ Und eine Stimme sagte: „Ja, hallo, kommen Sie morgen zum Casting?“

Sonja Hartwig



ROBERT GALLAGHER / DER SPIEGEL

Debütantin Grey

Gefesselt

Der Ex-Pornostar Sasha Grey hat einen Roman geschrieben. Es geht um Sex. Aber auch um Selbstbestimmung.

Natürlich ist es merkwürdig, eine Schriftstellerin zum Gespräch zu treffen, die man sich kurz zuvor noch im Internet – zur Vorbereitung! – in kompromittierenden Situationen anschauen konnte.

Nun ist Sasha Grey noch nicht so lange Schriftstellerin, es ist ihr Debütroman, über den sie an diesem Vormittag in Los Angeles sprechen will. Sie möchte, so hatte sie es angekündigt, gern nur über ihre Literatur reden, eher weniger über ihre Pornofilme. Grey, 25 Jahre alt, ist schon einiges in ihrem Leben gewesen, Schauspielerin, Musikerin, Künstlermodel, aber weltberühmt ist sie als Pornodarstellerin Sasha Grey. Als diese hat sie die Haltung, Ästhetik und Wirkung des Pornogeschäfts verändert und dort einen neuen Typ Frau eingeführt: keine platingefärbten Haare, null Tätowierungen, keine aufgeklebten Fingernägel, keine rasierte Scham, kein großer Busen.

Sasha Grey
Die Juliette Society
Aus dem amerikanischen Englisch von Carolin Müller. Heyne Verlag, München; 320 Seiten; 19,99 Euro.

In den Pornoausschnitten im Internet sieht man Grey vor allem in Unterwerfungsszenen. Grey an einen Stuhl gefesselt. Grey geknebelt, mit verbundenen Augen in einer Fabrikhalle, Grey unter einer Horde von Männern, Grey keuchend, fast erstickend. Die Szenen strahlen eine gewisse Freude aus, aber auch Gewalt. Einige sind kaum zu ertragen.

Ist es also eine Sensation, wenn jemand, der in einem Geschäft tätig war, das im Feuilleton eher als bildungsfern empfunden wird, ein Buch schreibt, und zwar keine Autobiografie, sondern Literatur? Zunächst ist es natürlich ein Traum für PR-Agenten. Der Traum wurde noch größer, als vor zwei Jahren „Shades of Grey“ bewies, dass sogenannte erotische Literatur für Weltbestseller

taugt, auch wenn man am Ende doch enttäuscht war von den Büchern: zu bieder das Narrativ, zu reaktionär die Geschlechterrollen, zu öde die Sexszenen. Aber vor allem kann man natürlich fragen: Was weiß eigentlich E. L. James, die britische Autorin von „Shades of Grey“, von SM-Sex? Zumindest im Vergleich zu jemandem wie Grey, die mit 23 Jahren schon in 270 Pornofilmen mitgespielt hatte? Und die in der Hipster- und Kunstwelt ohnehin schon gefeiert wird?

Vergangenes Jahr hing Greys Konterfei überlebensgroß in der New Yorker Gagosian Gallery, der Künstler Richard Phillips hatte sie in Öl gemalt. Hollywood-Regisseur Steven Soderbergh hatte Grey mit einer Hauptrolle besetzt, auf internationalen Avantgarde-Musik-Festivals trat der Pornostar mit der Band aTelecine auf.

Ihr Roman nun heißt „Die Juliette Society“, und sein Plot könnte ebenso die Rahmenhandlung eines Pornofilms sein, eine klassische Coming-of-Age-Geschichte: Die junge Filmstudentin Catherine, oberflächlich glücklich mit ihrer ersten großen Liebe, entdeckt die Untiefen ihrer sexuellen Begierde, die, und da scheint sofort die Parallele zu Greys Pornoarbeiten auf, viel mit Schmerz und Unterwerfung zu tun haben. Sie findet Zugang zu einem geheimen Zirkel von mächtigen Männern, die furchteinflößende Orgien feiern, deren äußeres Setting – Burgen, Verliese, Masken, Geheimgänge – an den Stanley-Kubrick-Film „Eyes Wide Shut“ erinnern. So weit, so konventionell.

Doch anders als in „Shades of Grey“ wird hier nicht die Frau in den Strudel männlicher Begierde gezogen. Catherine zieht sich selbst hinein. Die Entscheidung einer Frau, sich sexuell zu unterwerfen, ist eine souveräne Entscheidung. Degradierung, so könnte hier die Botschaft lauten, entsteht erst im Auge des Betrachters, vor allem im männlichen.

Was aber, wenn die Frau ihre Unterwerfung selbst forciert und steuert? Oder wie Grey es mal gesagt hat: „Was die eine für degradierend, widerlich und frauenfeindlich hält, lässt andere Frauen sich mächtig, schön und stark fühlen.“ Grey ist damit die neueste Vertreterin einer Art Post-Post-Feminismus, der Freiheit über alles stellt – selbst wenn diese Freiheit bedeutet, dass eine Frau sich beim Sex von zehn Männern quälen lässt.

Als Grey in das Hotel in Los Angeles kommt, fragt der Fotograf sie, ob sie für ein Motiv ihr Oberteil ausziehen könne. Grey zögert kurz, streift ihr Top über den Kopf, sagt „no nipples“ und erzählt, dass die Geschichte von Catherine auf eine Art auch ihre Geschichte sei. Sasha Grey, die eigentlich Marina Ann Hantzis heißt, wuchs in Kalifornien auf, ihre Mutter war streng katholisch. Schon bevor sie mit 16 zum ersten Mal mit einem Mann schlief, hatte sie sadomasochistische Phantasien. Der Sex, den sie mit ortsansässigen Jungs haben konnte, reichte ihr nicht. Sie überlegte, SM-Kontaktanzeigen aufzugeben, verwarf die Idee aber als zu gefährlich. Im Pornogeschäft sah sie die einzige Möglichkeit, ihre Unterwerfungs- und Schmerzphantasien doch noch zu verwirklichen. Mit Profis. Also begann Grey sich vorzubereiten.

Sie meldete sich über Facebook bei ehemaligen Pornodarstellern und fragte, was es brauche für diesen Job, sie studierte Pornofilme – und ja, sie trainierte körperlich. Kurz nach ihrem 18. Geburtstag ging sie zu einem Agenten im San Fernando Valley, zwei Tage später drehte sie ihre erste Szene, eine Orgie mit der Pornolegende Rocco Siffredi.

Doch dem Neuling Grey reichte der Härtegrad nicht, und so brüllte sie vor laufender Kamera Siffredi an, er solle ihr, verdammt noch mal, in die Magengrube schlagen, was Siffredi so verblüffte, dass er beinahe den Faden verlor.

In den folgenden Jahren veränderte Grey die Pornoindustrie, nicht nur durch ihr untypisches Aussehen, sondern auch mit ihrem Verhalten vor der Kamera: der selbstbewussten Forderung nach Qual als Zeichen weiblicher Unabhängigkeit.

Ihr Roman wiederholt diese Haltung, und man fragt sich beim Lesen, wer jetzt hier nun aus der Ich-Erzählerin Catherine eigentlich spricht: die Porno-Ikone, die 2011 mit 23 Jahren und nach diesen 270 Filmen ihre Laufbahn offiziell beendet hat – oder dieses 25-jährige Mädchen, das hier auf der Couch sitzt und zugibt, privat nicht einmal mit einem Dutzend Männer verkehrt zu haben?

Grey ist eine authentischere und düsterere Version von „Shades of Grey“ gelungen. Die Stimme, die sie für ihre Ich-Erzählerin findet, ist glaubwürdig und plausibel, sie fesselt mit ihrer gekonnten Balance aus Selbstversicherung und Zweifel. Über Sex, das lässt sich sagen, ohne jemanden zu beleidigen, kann sie besser schreiben als, zum Beispiel, Philip Roth. Am Ende aber geht ihr Paradox von der Selbstermächtigung durch Unterwerfung nicht auf. Man könnte sich mit einigem Gruseln all jene jungen Männer vorstellen, die von Grey nur lernen, dass Frauen es lieben, an ihrem Penis fast zu ersticken – und dann zu Hause auf eine weniger selbstbewusste und erfahrene Sexualpartnerin treffen, als Sasha Grey es ist. Dann wäre das, was Grey als eine Art weniger prüden Anti-Alice-Schwarzer-Feminismus beschreibt, nur noch eine Verrohung.

Das, sagt Grey darauf, sei wieder eine typisch männliche Unterschätzung der Frau. Sie überlegt. Das sind schwierige Probleme, die sie irgendwie auch unsexy findet. Nach einer Pause sagt sie: „Es ist definitiv schwieriger, Sex zu beschreiben, als ihn vor der Kamera zu spielen.“

Philipp Oehmke

Jeremy Scahill
Schmutzige Kriege
Verlag Antje Kunstmann, 29,95 Euro.

Drei Kriege haben die USA seit dem Fall der Berliner Mauer im Nahen und im Mittleren Osten geführt. Noch will Präsident Obama einen vierten (in Syrien) oder fünften (gegen Iran) vermeiden. Doch gekämpft wird weiterhin – amerikanische Spezialkommandos und Drohnenattacken halten eine geheime Tötungsmaschinerie in Gang, die islamistischen Terror eindämmen soll. Der New Yorker Journalist Jeremy Scahill beleuchtet die Schattenseiten der US-Sicherheitspolitik.

Erika Schmied (Hg.)
Peter Kurzeck. Der radikale Biograph
Stroemfeld Verlag, 38 Euro.

Manchmal dauert es Jahrzehnte, bis sich Beharrlichkeit auszahlt: Der autobiografische Erzähler Peter Kurzeck, 70 („Vorabend“), ist so ein Fall – genau wie KD Wolff, der ihn seit 1979 als Verleger begleitet. Ein Fotoband bebildert Kurzecks Leben und Schreiben.

Elisabeth Real
Army of One. Six American Veterans After Iraq
Verlag Scheidegger & Spiess, 26 Euro.

Die Schweizer Fotojournalistin Elisabeth Real hat sechs US-Veteranen des Irak-Kriegs besucht. Bei fünf wurde eine posttraumatische Belastungsstörung diagnostiziert. Real dokumentiert deren Alltag. Es sind junge Männer, die sich einst das Wort „Army“ auf den Arm tätowieren ließen und nun etwas hilflos ihre kleinen Kinder herumtragen. Im Traum bringen sie Menschen um, und in der Wirklichkeit trennen sie sich von ihrer Familie.

Ute Frevert
Vertrauensfragen – eine Obsession der Moderne
Verlag C.H. Beck, 17,95 Euro.

Die Vertrauens-Waffe: Seit wann gehört sie eigentlich zum Arsenal von Schokoladenproduzenten, Parteizentralen, Geldwäschereien und in jedes familiäre Zeughaus? Die Historikerin Ute Frevert geht der Geschichte des Begriffs Vertrauen vom 18. Jahrhundert bis in die Moderne vertrauenswürdig nach.